

Michael Braun

**„Alles ist auffindbar
in meinen Spuren“
Zum 75. Geburtstag der
Dichterin Sarah Kirsch**

*Sarah Kirsch: Gesammelte
Prosa, Deutsche Verlags-
Anstalt, München 2006,
736 Seiten, 20,00 Euro.*

*Sarah Kirsch: Werke in
fünf Bänden. Heraus-
gegeben von Franz-
Heinrich Hackel,
Deutsche Verlags-Anstalt,
München 1999, und
Deutscher Taschenbuch
Verlag, München 2000,
1224 Seiten, 19,90 Euro.*

*Sarah Kirsch: Krähen-
geschwätz. Prosastücke.
Deutsche Verlags-Anstalt,
München 2010, 176 Seiten,
17,95 Euro.*

Als Sarah Kirsch im Mai 1993 in Weimar als erste Preisträgerin mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnet wurde, hielt sie sich nicht mit der rituellen Dankrede auf. Das hätte ihrem Selbstverständnis als radikaler „Praktikerin“ des dichterischen Wortes widersprochen. So sagte sie bei anderer Gelegenheit:

„Das, was ich am besten kann, das sind doch Gedichte oder kleine oder etwas größere Prosa.“ Im Weimarer Goethehaus bedankte sich Sarah Kirsch mit dem, was ihre Größe als deutsche Dichterin ausmacht: mit Gedichten. Und mit einem freimütigen Bekenntnis zum Namensgeber des Preises: „Adenauer war nun einmal einer der ersten Männer der Bundesrepublik Deutschland, und [...] mit mir ist aber doch schon mal ein guter Anfang gemacht, oder?“

Sarah Kirschs literarisches Werk, das in einer gediegenen Gesamtausgabe bei der Deutschen Verlags-Anstalt und in einer beständig wachsenden Reihe von Lyrik- und Prosabänden vorliegt, überzeugt Kritiker wie Leser gleichermaßen. Die Autorin ist mit zahlreichen Auszeichnungen bedacht worden, 1996 mit dem Büchnerpreis. Germanisten durchleuchten ihre Werke, Zeitungen drucken ihre Gedichte. Doch einfach sind ihre Bücher nicht, von denen

eines der wichtigsten *Das simple Leben* (1994) heißt. Wenn Sarah Kirsch schreibt, verdichtet sie Ereignisse aus ihrem Leben und lässt ihre Feder (sie benutzt wirklich noch eine!) dabei zugleich über Politik und Zeitgeschichte fahren. Auf diese Weise sind ihre Bücher poetische Bilder ihrer Zeit, seismografisch genau und sprachlich überaus vielgestaltig.

Der „Sarah-Sound“

Kirschs Sprache ist spröde und knapp. Sie reduziert die Poesie auf das Maß an Notwendigem. Die Gedichte in *Schwanenliebe* (2001) sind auf wenige Verse eingeschmolzene „Zeilen und Wunder“. Wunderbar – und das durchaus im Sinne magischer Verse und *Zaubersprüche* (so heißt ihr schönster Lyrikband aus dem Jahr 1973) – ist diese Sprache, weil sie das Unvereinbare mit leichter Hand zu vereinen weiß. Norddeutscher Dialekt, archaische Ausdrücke, historische oder märchenhafte Einsprengsel,

schnoddrige Redewendungen, intelligente Sprachspiele, zarteste Sprachbilder: Daraus besteht der viel gerühmte „Sarah-Sound“.

„Noch andere Tiger“

Sarah Kirsch wurde unter dem Namen Ingrid Bernstein am 16. April 1935 in Limlingerode geboren, im Südharz. Mit dem Wahlnamen „Sarah“ protestiert sie gegen das große Unrecht, das den Juden in Deutschland angetan wurde. Das Studium der Biologie, das sie nach einjähriger Arbeit in einer Zuckerfabrik in Halle aufnahm und 1959 mit dem Diplom abschloss, schärfte ihren Blick für die kleinen Dinge. Das literarische Handwerk lernte sie von 1963 bis 1965 in Leipzig, am damaligen Institut für Literatur „Johannes R. Becher“. Einer strengen Schule aber gehörte sie nie an. Seit 1968 in Ostberlin lebend, machte sie sich einen Namen durch unangepasste Gedichte und die frechen Geschlechtertauschgeschichten aus der *Pantherfrau* (1974). Mit Kollegen veranstaltete sie in den 1970er-Jahren über die innerdeutsche Grenze hinweg ost-westliche Schriftstellertreffen, auf denen Manuskripte gelesen und diskutiert wurden. Auch in ihrer eigenen Wohnung, in einem Hoch-

haus auf der Berliner Fischerinsel. Der Freund und Kollege Hans Joachim Schädlich berichtet, dass die Vorbereitungen der Treffen von der Stasi abgehört wurden.

Nicht aber das, was die Autoren lasen. „Der Inhalt der Beratungen konnte nicht aufgeklärt werden“, heißt es hilflos in den Stasi-Akten. Wie denn auch! In dem Gedicht „Trauriger Tag“ aus dem Jahr 1967 tigt die Dichterin durch die ummauerte Stadt, ganz buchstäblich „wie ein Tiger im Regen“, brüllt „am Alex den Regen scharf“ und setzt sich an der Spree, den Blick nach links, also nach Westen gerichtet, unter „ehrliche Möwen“. „Und wenn ich gewaltiger Tiger heule / Verstehn sie: ich meine es müßte hier / Noch andere Tiger geben.“ Die gab es aber damals nicht. Die Staatssicherheit, so allgegenwärtig und schrecklich sie war, hat das in erschreckender Weise nicht verstanden. Und als es 1976 endlich zu einem Aufheulen der Gewaltigen des Wortes kam, als im Westen Reiner Kunzes *Wunderbare Jahre* erschienen, Wolf Biermann ausgebürgert wurde und die Autoren, an erster Stelle Sarah Kirsch, dagegen bei der Staatsspitze der DDR protestierten, da antwortete der Staat seinerseits mit gewaltigen Drangsalierungen.

Sarah Kirsch sah keinen anderen Ausweg, als fortzuziehen „aus dem Haus der Stadt dem Land / Und vielleicht noch weiter für immer“.

Ausreise an Goethes Geburtstag

1977, am 28. August, Goethes Geburtstag, den soeben bewilligten Ausreiseantrag in der Tasche, verließ sie mit ihrem Sohn das Land, in dem sie nicht mehr leben konnte und nicht unverfolgt schreiben durfte. Der aus ihrer heutigen Sicht „gottlob! versunkenen deutschen demokratischen DDR“ weint sie keine Träne nach. Unter den Kritikern der „Ostalgiker“, die immer noch von einer DDR schwärmen, wie sie hätte gewesen sein können, aber in Wirklichkeit niemals war, ist sie eine der unerbittlichsten.

Nach einem Intermezzo in Westberlin (1977 bis 1983) ließ sich Sarah Kirsch in Tielenhemme in Schleswig-Holstein nieder. Mit vielen Katzen bewohnt sie dort ein altes Schulhaus, schreibt mit „Sepiatinte aus dem Tintenfass für altmodische Füller“ (aber auch mit dem Laptop), malt Aquarelle, wandert durch die Moorwiesen und Felder und reist vorzugsweise Richtung Norden, woraus dann wieder Journale entstehen wie zuletzt

Sarah Kirsch am 13. Mai 2006 vor dem Elbedeich in Otterndorf, Cuxhaven.

© picture-alliance/dpa, Foto: Ingo Wagner



die Tagebruchstücke
Islandhoch (2002).

Ist Sarah Kirsch die „Idyllikerin“ einer gestörten und sich selbst zerstörenden Natur? Eher trifft das Gegenteil zu: „Wer Gedichte schreibt, die davon ausgehen, dass die Welt heil ist, streut sich und anderen Sand in die Augen.“

Chronistin der „Endzeit“

Kirschs Dichtung gilt der desolaten Situation der Welt im „Klugheitsjahrhundert“. Es geht um die „aussterbenden Bäume, Löcher im Himmelsgewölbe, die heillos werdende Luft und die vergif-

teten Wasser der Erde“. Das liest sich, geschrieben in den 1980er-Jahren, weniger wie eine ökologisch beschwingte Prophetie, vielmehr wie eine Vorwegnahme der Klimakatastrophenberichte von heute. Sarah Kirsch aber klagt nicht an. Sie sieht sich als nüchterne Chronistin dieser „Endzeit“: „Ich nehme auf, was es alles gibt auf der Welt. Manches, wie die Bäume, kann man nur noch betrauern. Ich versuche, das alles ein wenig aufzuheben.“

„Sanfter Schrecken“: So kann man mit Adalbert Stifter, dem großen Realisten des neunzehnten Jahr-

hunderts, die Wirkung beschreiben, die von der poetischen Beschreibung dieser vielfach unsichtbaren globalen Verwüstung ausgeht. Es ist nicht nur ein „Ascheplanet“, ein „Krätzeplanet“, eine untergangsgeweihte Welt, die da ins Visier genommen wird, sondern auch ein „Abendstern“ und „Wandelstern“, eine erhaltenswerte, schöne Welt, in deren Mittelpunkt der Mensch steht. Ihn nennt Sarah Kirsch einmal einen „Erdenkloß“. Das ist Luthers Übersetzung für den Namen des ersten Menschen. „Adam“ steht im Hebräischen für „Erde“

und für „Mensch“. Die Verbindung des Menschen mit dem Erdboden ist also ein Junktim, das der Mensch von sich aus nicht aufkündigen kann, ohne sich selbst dabei auszulöschen. Weiterleben trotz und gerade angesichts der globalen Selbstgefährdung: Das ist die Frage, die Sarah Kirsch, auch sprachlich, in barocker Manier stellt: „Kann denn die Wasserblas’, der leichte Mensch bestehn?“

Frage nach dem Menschen

Diese Frage nach dem Menschen ist im Kern eine politische Frage. Sarah Kirsch steht nicht auf den Zinnen einer Partei, hält es aber auch nicht mit Heine, dem vorgeworfen wurde, er vermöge der Schönheit eines Verses die historische Wahrheit zu opfern. Vielmehr stellt sie den Menschen, das *zoon politikon*, das für den Staat ebenso verantwortlich ist wie für seine Umwelt, ins Zentrum ihrer Dichtung. Zwischen Mensch und Bürger, öffentlicher und privater Person gibt es keine Trennung. „Hätte ich keine politischen Interessen, könnte ich keinen Vers schreiben“, bekennt sie. Doch diese Interessen sind kein politischer Klar-text, sondern poetische Aussage, bildhaft formuliert und auf Nachdenken, nicht aufs Nachbeten

angelegt. Das literarische Ich ist – in ihren Gedichten wie auch in den Prosatexten – die Instanz, die erschütterbar, aber widerständig die Eindrücke von Welt und Umwelt aufzeichnet. Eine chronologische „Chaostheorie“: So hat Sarah Kirsch ihre journalhafte Tagebuchprosa genannt. Die klare, manchmal besänftigende Sprache kann eben nicht den Schrecken vergessen machen, der sich beispielsweise bei der Nachricht einstellt, dass (am 4. Oktober 2003) bei einem Anschlag auf ein Café in Haifa zehn Menschen ums Leben kommen, am Tag vor Jom Kippur, dem jüdischen Versöhnungstag.

Und noch ein anderes Beispiel: Eine Notiz aus dem Jahr 2002 in der poetischen Chronik *Kommt der Schnee im Sturm geflogen* verzeichnet anlässlich des dreizehnten Jahrestages des Mauerfalls einen tüchtigen „Novemberwind“. Der so betitelte Text ist wie ein Film aus kurzen Schnitten komponiert. Nach der schnoddrigen Eröffnung „Wir leben in Matschedonien wieder“ folgt eine despektierliche Perspektive auf den „Tag der Einführung der Banane“, dann ein Schwenk auf den berühmten „Zettel von Egon Krenz“, mit dem die letzten Machthaber der DDR bei der internationalen Pressekonferenz am 9. November

1989 unfreiwillig den Startschuss zur Öffnung der Mauer gaben. Und – so kommentiert der Text weiter – „weil sie unfähig waren, etwas zu formulieren, flog die Mauer dann auf“. Es waren die Dichter, die etwas formulieren konnten, auch wenn es, wie im Falle der von Kirsch mit geharnischter Kritik bedachten Christa Wolf, in der sogenannten Wendezeit 1989/90 nicht immer das Richtige war. Kirsch bescheinigt der historischen Stunde Glück, „dass es nicht zu Mord und Totschlag kam, der russische Botschafter nicht sofort in Moskau anrief“.

Auch der jüngste Prosa-band Sarah Kirschs, *Krähengeschwätz*, der pünktlich zu ihrem 75. Geburtstag erschienen ist, formuliert politische Einsicht als poetische Erkenntnis. „Krähengeschwätz“ ist kein achtloses Gerede, sondern zielt im Sinne des antiken und christlichen Rabensymbols auf die guten und schlechten Zeichen der Natur, die menschliche Natur eingeschlossen. Mögen die Dichter auch, wie Sarah Kirsch ironisch anmerkt, im Gegensatz zu den reinen Prosaschriftstellern „Genies mit schlechtem Gedächtnis“ sein, so wirken doch ihre Werke darauf hin, dass unser Geschichtsgedächtnis klaren Kopf behält.